

Die Kurische Nehrung

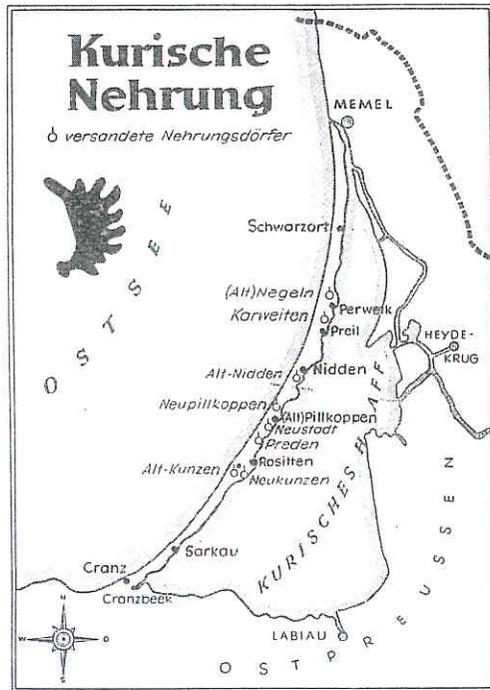
Von der Entstehung, der Geschichte,

von den Bewohnern und der einzigartigen Schönheit dieses besonderen Gebietes
unserer ostpreußischen Heimat erzählt uns

MARGARETE KUDNIG



Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung „Kultur“



INHALTSVERZEICHNIS

Einführung	3
Die Entstehung der Nehrung	4
Die Geschichte der Nehrung	6
Die Bevölkerung der Nehrung	9
Die Schönheiten der Nehrung	13
Abschied von der Nehrung	19
Sagen und Geschichten	20
Alte Sprüche und Lieder	22
Nehrungsdichtung	23
Die Kurische Nehrung — heute	27
Die Nehrung in Zahlen	30
Liedvorschläge	30
Verlagsangaben	31
Bildnachweis	31

Die Kurische Nehrung

„Du bist Orplid, mein Land,
das ierne leuchtet,
es dampfet dein besonnter Strand
in Nebeln, die der Götter Wange leuchtet.“

Einführung

So viel auch über die Kurische Nehrung gesagt und gesungen worden ist, es scheint, als rührten gerade diese Mörrike-Verse am tiefsten an den geheimen Zauber, den diese Landschaft ausstrahlt. Vielleicht ist es, weil uns hier die Natur in ihrer ganzen Unberührtheit begegnet, weil dieser Streifen Land zwischen Haff und See heute wie vor tausend Jahren denselben Gesetzen der Verwandlung unterworfen ist und weil das Werden und Vergehen, der ewige Kampf im brandenden Meer, im wehenden Wind und im rinnenden Sand uns ein Sinnbild des eigenen Lebens sein könnte.

Ich bin ein Höhenzug,
der geht nach Norden weit.
Bug folgt auf Bug.
Ich bin ein Weheflug;
nach West und Osten breit

schwebt mein Gespreit.
Was Meer im Winde trug,
donnernd aus Rädern schlug,
bin ich . . . Unendlichkeit. —

Walter Heymann

Wilhelm von Humboldt, der große Gelehrte, hat einmal den wohl jedem Ostpreußen bekannten Ausspruch getan: „Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebenso gut als Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll.“ Dabei hat er die Nehrung nur auf einer herbstlichen Wagenfahrt kennengelernt, „24 Stunden lang, einen Tag und eine mondhele Nacht, immer am Seestrand entlang, immer mit einem Rade im Wasser“, wie er schreibt, im Jahre 1809, als die Nehrung am ödesten war, als die Düne die ersten Spuren aus der Vorzeit wieder freigab und neue Dörfer zu vernichten drohte. Und trotz dieser kurzen Begegnung wollte Humboldt, dem die Herrlichkeiten aller Welt bekannt waren, dieses Bild in seiner Seele nicht missen. Wie sollten wir, die wir das Glück hatten, die Nehrung zu jeder Jahres- und zu jeder Tageszeit zu erleben, sie je vergessen und wie solltet Ihr Jungen, die Ihr Euch davon erzählen laßt und die Ihr die alten Bilder sehen könnt, wie solltet Ihr nicht danach trachten, diese Bilder in Euch zu vertiefen, damit auch Ihr dieses wunderbaren Erlebnisses teilhaftig werdet und Kräfte schöpft aus dem Gedanken der Unzerstörbarkeit allen Lebens, auch dort, wo uns ödste Wüste entgegentreift.

Die Nehrung ist für uns alle jetzt unerreichbar, wie Orplid, das Land, das ferne leuchtet. Aber wir wissen um dieses Land, es ist sozusagen unser geistiges Eigentum, und je mehr wir es erkennen, um so mehr werden wir es besitzen, auch wenn wir es nicht mit Augen sehen.

Düne im Licht

Gerhard Lietz, Memel

Schließ die Augen. Nun flirren im Licht
die weißen Dünen, der wehende Sand,
die grüne See und der endlose Strand.
Schließ die Augen, doch weine nicht.

Atme leise. Spürst du den Duft
von Wasser und Fisch, von Teer und
[von Tang,]
von Kiefern und Schleierkraut hinter
[dem Hang?]

Atme leise die Heimatluft.
Lausche! Hör, wie die Möwe schreit
Der Strandhafer sirrt, und der Elch
[platscht im Sumpf,]
und ewig die Brandung, bebend und
Lausche in die Vergangenheit [dumpf.]

Schließ die Augen. Heiß flimmert das Licht.
Sehnsucht brennt tiefer, am tiefsten brennt
die Treue, die sich wie damals bekennt.
Gib sie weiter und weine nicht.

(Entnommen dem alljährlich erscheinenden Memelland-Kalender, Verlag F. W. Siebert, Oldenburg i. O.)

Die Entstehung der Nehrung

Wenn man beim Wandern über die Nehrung auch meinen könnte, sie wäre nur aus Sand gebaut und wäre schon seit Ewigkeiten so gewesen, so sind die Dünen selbst doch, erdgeschichtlich gesehen, jüngeren Datums, aus der Steinzeit, etwa 5000 Jahre v. Chr. Der Sockel aber, auf dem sie ruhen und der noch in den fruchtbaren Äckern um Rossitten zutage tritt, reicht bis ins Diluvium zurück. Das sind wohl eine Million Jahre, während das sogenannte Eocän, das Zeitalter der Bernsteinwälder, noch um das 10- und 20fache ferner liegt. Infolge einer langsamen Senkung, wie man sie ja auch heute noch an vielen Meeresküsten beobachtet, wurde das ganze Festland vom Samland an bis zu den Memeler Höhen überflutet. Aus dieser Periode stammen auch die Bernsteinablagerungen, die man später vor allem im Haffgrund bei Schwarzort gefunden hat.

Begünstigt durch die Meeresströmung, die gewaltige Sandmassen vom Samland hertransportierte, bauten sich dann auf dem flachen Meeresboden und um die nicht überfluteten Diluvialreste von Rossitten, Cranz und Sarkau langsam die Dünenketten auf, während durch die Schlammablagerungen der Memel das Flußdelta sich immer weiter vorverlegte und der Salzgehalt des Haffs verringert wurde. Wie bei der Ostfriesischen Inselgruppe bestanden auch hier zuerst einzelne Inseln. Die natürlichen Dünendurchbrüche zeugen noch heute davon, z. B. der „Kolk“ bei Sarkau und die dicht hinter Cranz gelegene schmalste und auch niedrigste Stelle der Nehrung, wo noch zu unserer Zeit eine Überflutung befürchtet wurde. Die klimatischen Verhältnisse und die interessante Tatsache, daß die anscheinend so trockene Düne schon in 1—1½ m Tiefe sehr wasserhaltig ist, begünstigte die Entwicklung einer starken Vegetation. Allerdings haben erneute Senkungen und neue Versandungen den starken Baumbestand immer wieder zerstört. Man hat auf der Nehrung stellenweise vier verschiedene alte Waldböden festgestellt, durch Sandschichten voneinander getrennt. Vor allem aber hat man vor der Seeküste Reste von untergegangenen Wäldern gefunden, die wie unheimlich stumme und doch beredete Zeugen aus der Brandung herausragen.

Vorgeschichtlichen Funden nach bestanden die ältesten Wälder aus 50 Prozent Eichen, 40 Prozent Kiefern, 6 Prozent Linden und hatten Bäume von 1—1½ m Durchmesser. Es muß sich also um einen Mischwald von großer Schönheit gehandelt haben. Später gewannen die Kiefern immer mehr die Überhand, wie wir noch aus den alten Wäldern bei Sarkau, Nidden und Schwarzort erkennen können. Schon die Ordensritter haben dort große Holzmassen schlagen lassen für ihre vielen Burgen und ließen Teerbrennereien und Köhlereien anlegen. Andererseits

war man sich auch damals schon bewußt, welche Bedeutung der Wald als Schutz gegen den treibenden Sand hatte. So wurde der Sarkauer Wald schon 1624 als Hegewald erklärt, und in alten Schriften findet man immer wieder die Verwarnung, daß man das Holz „nicht hart an der Neringe, sondern an denen Orten, die es uns nicht Schaden gibt“ holen solle.

Es mögen vielerlei Gründe zusammen dazu geführt haben, daß ab Mitte des 18. Jahrhunderts die Versandung immer schneller vorschritt: wiederholte Waldbrände, große Sturmfluten und als letztes die durchgreifenden Abholzungen durch die Russen in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges. Alten Chroniken nach blieben in dem Rossitter Forst von 17 000 Morgen Wald nur noch 380 Morgen übrig! Da war der Vormarsch der Dünen, der durchschnittlich mit 5—8 Metern jährlich errechnet worden ist, in seiner gigantischen Größe und seiner schweigenden Unerbittlichkeit nicht mehr aufzuhalten. Der langsame Untergang von sieben blühenden Nehrungsdörfern gehört zu den erschütterndsten Ereignissen jener Zeit.



An der
Hohen Düne
bei Nidden

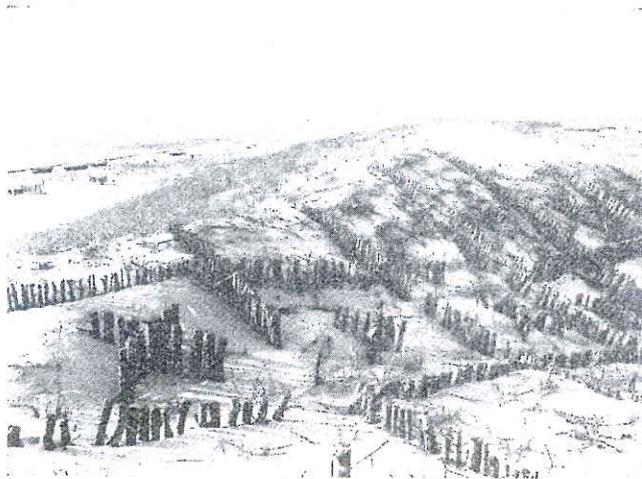
„Weile, o Wanderer, hier und schaue die Hand der Zerstörung!
Wenige Jahre zuvor sah man hier blühende Gärten
und ein friedlich Dorf mit seligen Wohnern und Hütten,
lief vom Walde herab bis zu des Meeres Gestade.
Aber anjetzt, was siehst du? Nur bloßen Boden und Sand.
Wo ist das friedliche Dorf, wo sind die blühenden Gärten?“

Neben dem Wald im Dunkel und Grau'n vieljähriger Eichen
stand die Kirche des Dorfes, geziert nach älterem Volksbrauch,
rings von Grabeshügeln umdrängt der friedlichen Toten.
Sieh, dort ragt eine Spitze hervor, gerötet vom Spätlicht!
Hier versank die Kapelle, doch rettete man die Geräte und den heiligen
Altar.—

Traurig erzählt der Sohn dem Enkel, was hier geschehen,
weist die Stätte ihm noch, wo seine Väter gewandelt.
Tief versank ihr Gebein, und droben grünet kein Frühling.“

(Aus „Das versunkene Dorf“ von Ludwig Rhesa, Prof. der Theologie in Königsberg, geb. 1776 in Karweiten, das 1797 völlig versandete)

Obwohl schon Friedrich II. die ersten Anordnungen traf zur Neubepflanzung, konnte doch erst im neuen Jahrhundert mit durchgreifenden Maßnahmen zur Bekämpfung des Flugsandes begonnen werden. In mühevoller, ungeheuer kostspieliger, zum Teil von Staatsgefangenen ausgeführter Arbeit wurde durch das Stecken von Reisig das Anwachsen und durch Pflanzen von Strandhafer die Befestigung einer Vordüne am Seestrand gefördert und dadurch dem Flugsand der erste Einhalt geboten. Dahinter wurde dann die sogenannte Plantage angelegt, dichter Mischwald aus Birken, Erlen und Weiden, noch heute die Freude aller Nehrungswanderer. Besonders schwer war der Kampf gegen die Wanderdüne. In regelmäßigen Karrees wurden Buschzäune gesteckt und der Sand mit Reisig bedeckt, bevor darin mit etwas Lehmeigabe die jungen Bergkiefern eingesetzt werden konnten. In ihrem niedrigen, weit verzweigten Wuchs bedeckten sie langsam die ruhelose Düne und zwangen sie in ihren Bann. So entwickelte sich mit der Zeit das Bild der Nehrung, wie wir es gekannt haben: zwischen der brandenden See und dem schimmernden Haff das gewaltige Naturwunder der Wanderdünen und unter dem grüngoldnen Samtteppich der Bergkiefern die bewaldeten Höhen in deren Schutz die Nehrungsbewohner beruhigt leben konnten.



Bepflanzung
der Dünen

Die Geschichte der Nehrung

Es scheint erstaunlich, daß ein so armes und abgelegenes Land verhältnismäßig früh besiedelt war. Die Lage zwischen den zwei großen Wassern, vor allem am fischreichen Haff, die Lage auch zwischen dem östlichen und westlichen Europa mag dazu geführt haben. Als erstes Zeichen menschlichen Wirkens fand man in den unterseeischen Wäldern von Rossitten eine bearbeitete Rentierstange, die von den Forschern auf etwa 10 000 Jahre geschätzt wurde. Aus der jüngeren Steinzeit, also etwa 4000—5000 Jahre v. Chr., haben sich dann viele Überreste menschlicher Kultur gefunden, Trümmer von Steininstrumenten, Knochengeräte, Bernsteinschmuck und Scherben von besonders großen Urnen mit Schnurornamenten, so außerordentlich reichhaltig und übersichtlich wie sonst nirgends in Norddeutschland. Sie beweisen, wie Professor Bezzenberger sagt, „daß die Kurische Nehrung von einer relativ zahlreichen, seßhaften und verhältnismäßig wohl-situierten Bevölkerung

bewohnt war.“ Die ersten historischen Überlieferungen stammen aus dem 13. Jahrhundert, als die Ordensritter von diesem Land Besitz ergriffen. Da taucht auch die erste dokumentarische Bezeichnung als „neria curoniensis“ auf, wohl im Gegensatz zu der einfach als „neria“ bezeichneten Frischen Nehrung. Durch die anhaltenden Kriege zwischen dem Orden und den Litauern wurde die Nehrung, so weg- und steglos sie war, zu einer vielbenutzten Heerstraße. Ja, sogar zwei Burgen wurden gebaut, Neuhaus bei Cranz und das Schloß Rossitten, das E. T. A. Hoffmann zum Schauplatz seiner phantastischen Erzählung „Das Majorat“ machte. Es mag eine unruhige Zeit gewesen sein, denn den Kirchenbüchern nach hat sich die Bevölkerung damals bedeutend verringert, aus Furcht vor den ewigen Kriegshändeln, die nicht einmal im Winter ein Ende fanden. Noch verheerender hat sich die Pest ausgewirkt, die im Jahre 1709 besonders im nördlichen Teil herrschte und das Fischerdorf Nidden völlig verödet haben soll.

DIE FRAUEN VON NIDDEN

Agnes Miegel

Die Frauen von Nidden standen am Strand,
Über spähenden Augen die braune Hand
Und die Böte nahen in wilder Hast,
Schwarze Wimpel flogen zügelnd am Mast.
Die Männer banden die Kähne fest
Und schrieten: „Drüben wütet die Pest!
In der Niederung von Heydekrug bis Schaaken
Gehen die Leute in Trauerlaken!“
Da sprachen die Frauen: „Es hat nicht Not,
Vor unsrer Türe lauert der Tod,
Jeden Tag, den uns Gott gegeben,
Müssen wir ringen um unser Leben.
Die wandernde Düne ist Leides genug,
Gott wird uns verschonen, der uns schlug!“ —
Doch die Pest ist des Nachts gekommen
Mit den Elchen über das Haff geschwommen.
Drei Tage lang, drei Nächte lang
Wimmernd im Kirchstuhl die Glocke klang;
Am vierten Morgen schrill und jach
Ihre Stimme im Leide brach.
Und in dem Dorfe, aus Kate und Haus,
Sieben Frauen schritten heraus,
Sie schritten barfuß und tief gebückt
In schwarzen Kleidern buntgestickt.
Sie klotzen die steile Düne hinan,
Schuh und Strümpfe legten sie an,
Und sie sprachen: „Düne, wir sieben
Sind allein noch übriggeblieben.
Kein Tischler lebt, der den Sarg uns schreint,
Nicht Sohn, noch Enkel, der uns beweint.
Kein Pfarrer mehr, uns den Kelch zu geben,
Nicht Knecht noch Magd ist mehr unten am Leben,
Nun, weiße Düne, gib wohl acht:
Tür und Tor ist dir aufgemacht,
In unsre Stuben wirst du gehn,
Herd und Hof und Schober verwehn.
Gott vergaß uns, er ließ uns verderben,
Sein verödetes Haus sollst du erben,
Kreuz und Bibel zum Spielzeug haben, —
Nun, Mütterchen, komm uns zu begraben!
Schlage uns still ins Leichentuch,
Du, unser Segen, einst unser Fluch. —
Sieh, wir liegen und warten ganz mit Ruh“ —
— Und die Düne kam und deckte sie zu.

(Entnommen aus Agnes Miegel, Gesammelte Gedichte,
Eugen Diederichs Verlag.)

So ist die Nehrung immer in das große Weltgeschehen mit hineingezogen worden. In der Schule lernen wir schon, wie der Große Kurfürst von Brandenburg die Schweden über das vereiste Haff verfolgte, wir wissen von den Kurieren des

Zaren, die die Nehrung als Poststraße benutzten, und wir wissen auch von der beschwerlichen, traurigen, winterlichen Fahrt der Königin Luise, als sie nach Memel flüchten mußte. Manche Erinnerungen an jene Zeit findet man noch erhalten, die drei „Luisen-Pfähle“ an der Straße, wo man rastete, und im Dorfkrug von Nidden die sagenhafte Fensterscheibe, in die sie mit dem Diamanten ihres Ringes den Goethevers eingeritzt haben soll:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
wer nie in kummervollen Nächten
auf seinem Bette weinend saß,
der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an trat die Nehrung durch die neuen Kultivierungsarbeiten und vor allem durch die geologischen und vorgeschichtlichen Forschungen immer mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Auf die gründlichen Untersuchungen und Beobachtungen von dem Bergrat Dr. Berendt, von dem Geologen Hess von Wichdorff, von dem Sprachwissenschaftler Professor Bezenberger und dem Altertumsforscher Tischler stützt sich alles, was wir jetzt noch von der Nehrung wissen. Das waren die friedlichen Jahre, wo der Kampf des Menschen gegen den treibenden Sand langsam zur Ruhe kam, wo die Menschen merkten, welch ein Quell der Gesundheit, der Freude und des Glücks das Leben in der freien Natur bedeutete, und wo den Menschen auch die Augen aufgingen für die seltsame und wunderbare Schönheit dieser Landschaft.

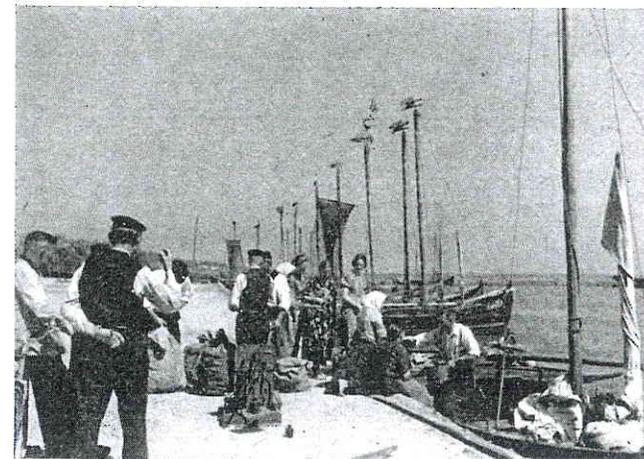
Doch von neuem fielen die Schatten des Krieges auf das Land. Wieder hasteten über die Nehrungsstraße flüchtende Menschen, die das brennende Memel im Winter 1915 verließen und in den Wäldern von Schwarzort Zuflucht suchten. Und es kamen die Jahre der litauischen Besetzung, gleich schmerzlich und schwer für alle, die auf der Nehrung lebten und für die, die sie liebten. Und es kamen die Tage der höchsten Not, als in den Wintermonaten 1945 die Nehrung noch einmal zur großen Heerstraße wurde wie in alter Zeit. Rückzugstraße einer geschlagenen Armee und Fluchtweg einer zu bitterer Armut verdamnten Bevölkerung, die doch an diesem Stückchen Erde hing mit ihrer ganzen Seele, mit ihrem ganzen Herzen und Gemüt.

Der Frost biß wie ein Wolf. Fast dreißig Grad —
und fußhoch Schnee, der alles Leben lähmte.
Gestalten, deren sich die Sonne schämte,
auf allen Wegen und auf dem kleinsten Pfad.

Gehetzte, Todesschatten im Gesicht,
die blindlings vor dem nahen Feinde rannten,
wie wenn sie innerlich vor Qual verbrannten,
die Augen flackernd wie im Wind ein Licht.

Die Leichen häuften sich an diesem Strom.
Getier und Mensch lag eng im Tod beisammen.
Und über allem dunkelrote Flammen:
Brandfackeln in der Heimat heiligem Dom!

Aus „Flucht und Einkehr“ von Fritz Kudnig



Kartoffel-
und Fischverkauf
im Hafen
von Nidden

Die Bevölkerung der Nehrung

Wer die Nehrungsmenschen gekannt hat, wird ihr Bild und Wesen nicht so leicht vergessen: meist große, kräftige, gesunde Gestalten, die Männer bärenstark, braunverbrannt und wetterhart, die Frauen mit feinen, stillen Gesichtern und tiefgründigen Augen, aus denen manch geheime Sorge, manch stummes Leid und stille Ergebenheit sprach. Und doch waren sie alle irgendwie erfüllt von einer großen Freude am Leben und den Fremden gegenüber waren sie gastfrei und aufgeschlossen und ohne Scheu. Wenn auch Bezenberger feststellte, daß man die Sangeslust des litauischen Volkes vergeblich auf der Nehrung suche, und dies mit dem schweren Kampf ums Dasein erklärte, so haben wir uns doch oft genug an den hellen Stimmen der Mädchen erfreut, wenn sie in ihren alten, kleidsamen Trachten über die Dorfstraße schlenderten und die schönen litauischen Dainos sangen. Oder Sommergäste und Fischerwirte saßen in den Abendstunden friedlich beisammen vor der Tür, und zu dem gemütlichen Schifferklavier erklangen die altbekannten, oft ein wenig wehmütigen Fischerweisen.

Natürlich waren die Nehrunger fast alle untereinander verwandt; die Namen Toll und Gulbis, Schekahn, Pietsch, Rhasas und Blode und wie sie alle heißen mögen, waren in jedem Ort meist mehrfach vertreten. Von Amts wegen wurden sie numeriert, aber im nachbarlichen Leben waren sie durch treffende Spitznamen wohl zu unterscheiden. Der „Afrikaner“ oder der „Bong“ (weil er französisch sprach), der „Schalli“ oder der „Cognac“, sie werden ihren Namen behalten, ob sie nun unter der Erde liegen oder irgendwo ein neues Leben begannen. —

Der Abstammung nach waren die Nehrunger zumeist Deutsche und im nördlichen Teil Litauer. Dazu gab es noch Reste des alten, von den Letten abstammenden Kurenvolkes. Die kurische Sprache hatte sich bei den alten Fischern noch bis in die letzte Zeit erhalten; sie hatte einen seltsam geheimnisvollen Klang und wird nun wohl leider bald ganz vergessen sein. Die Christianisierung ist verhältnismäßig spät zu der abgelegenen Nehrung gedrungen und vor allem sehr spät wahrhaft in die Herzen der Nehrunger eingedrungen. Sonst hätten sich nicht die Spuren alten Heidentums bis in das 18. Jahrhundert erhalten. Um diese Zeit wird noch von Opferfeuern berichtet, die im geheimen von einem „Weideler“, das ist ein Zauberer, auf den Dünen angezündet wurden, um den treibenden Sand

zum Stillstand zu bringen. Und was man tun mußte, um die Fische zu behexen und ins Netz zu bringen, das wußten die Weideler auch. Die Pfarrer hatten daher oft keinen leichten Stand, abgesehen davon, daß sie von 'einem Ort aus meist drei Dörfer versorgen mußten. Als die große Versandung begann, haben die Nehrunger unermüdlich um ihre Gotteshäuser gekämpft, bis sie das Gebälk abbrachen und an einem anderen Ort wieder aufbauten, unerschütterlich in ihrem Vertrauen und ihrer Lebenskraft. So waren sie denn auch von einer tiefen, schlichten Frömmigkeit. Ihr feierlicher Kirchengang, ihre Liebe zu den alten Bräuchen, ihre Sorge um die Toten und ihre stille Dankbarkeit, wenn sie einen Ertrunkenen doch noch in geweihter Erde bestatten konnten, zeugen davon. Nicht zuletzt auch die Sinnsprüche, die man in den Bug ihrer Kähne eingeschnitzt fand: „In Gottes Hut — da fährt sich's gut!“ oder „De salten See, de nimmt, wat se hett gewen — de gode Gott givt, wat he nimmt“.

Litauer Fischerfrieden

Große schwarze Netze schweben
vor den Hütten um den Hafen.
Kähne ohne Segel heben
sich und senken sich und schlafen.
Sonntag heiligt. Jesu Christ
fischt heut Seelen fromm.
Der du bei den Fischern bist,
wenn sie beten, komm!

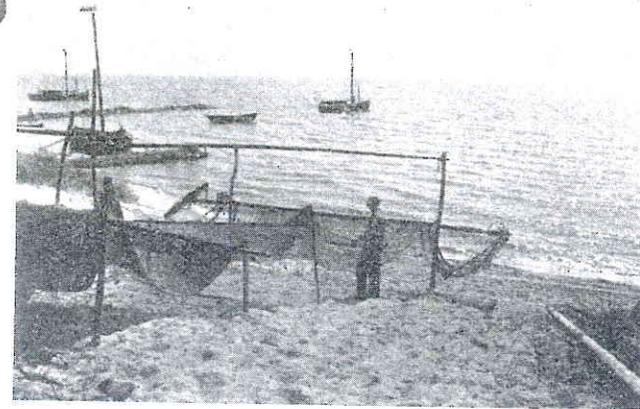
Die am Alltag oft mit Fluchen
sich zu Garn und Steuer wenden,
weither heute, ihn zu suchen,
schwarz Gesangbuch in den Händen
— schon seit gestern abend still —
kommen sie durchs Land,
wie auch Wind sie halten will
und der weite Sand.

Walther Heymann

Die Fischerei, ja um die Fischerei drehte sich alles auf der Nehrung, auch wenn es im Sommer manchmal so schien, als wäre der Kurgast das wichtigste. Gewiß, schon im Frühjahr wurden die besten Räume für die Gäste instand gesetzt und die Fischerfamilie selbst verkroch sich in die unmöglichsten Ecken, oben auf der „Lucht“ und wo nur eben eine Lagerstätte aufgeschlagen werden konnte. Das schwere Tagwerk aber ging trotzdem weiter. Es ist erstaunlich, wie weit die Nehrunger mit ihren offenen, verhältnismäßig kleinen, aber sehr tüchtigen Booten auf See hinausfuhren, um Flundern, Steinbutt, Dorsch und auch Lachs zu fischen. Wie häufig der Lachs früher in den Ostseegewässern vorgekommen ist, kennzeichnet ein Hinweis in alten Büchern, wonach das Gesinde verlangte, nicht häufiger als zweimal wöchentlich Lachs essen zu müssen!

Während in Schwarzort hauptsächlich mit Stellnetzen, den Reusen oder Aalwintern gearbeitet wurde (man sah immer wieder die langen Stangen aus dem Haffwasser ragen), betrieben die Fischer von Nidden die langen Stangen aus dem Haffwasser ragen), betrieben die Fischer von Nidden hauptsächlich die Kurenfischerei. In langer Reihe sah man die stattliche Flottille durch das Wasser pflügen, zwischen zwei Kähnen immer das große Schleppnetz, Kurre genannt. Daß jeder Kahn an der Mastspitze einen selbstgeschnitzten, buntbemalten Holzwimpel trug mit dem Zeichen des Heimathafens und vielerlei Figuren und Gestalten, gab den Kurischen Kähnen immer eine besondere Eigenart, und sie sind schon allein deswegen so viel gemalt und fotografiert worden. Von der größten Bedeutung im Erwerbsleben der Fischer aber war die bei den steifen Winden und der bitteren Kälte so sehr beschwerliche und bei dem brüchigen Eis um die Schacktarzeit auch sehr gefährvolle Eisfischerei, eine ausgesprochene Gemeinschaftsarbeit. Auf kleinen Schlitten mit der langen Deichsel als Sicherung bei Einbrüchen wurde oft kilometerweit aufs Haff hinausgefahren. Mit Eisäxten wurde eine große Wuhne geschlagen und das Zugnetz eingelassen, das dann an

langen Stangen von kleinen Löchern aus unter der Eisdecke immer weiter geschoben werden mußte bis zur „Holung“, wo das schwere Netz mit einer Winde mühsam herausgeholt wurde. Dort warteten meist schon die Händler, die „Kupscheller“, die in ihren Schlitten oft in abenteuerlicher Fahrt herbeigebraust kamen, um als erste das beste Geschäft zu machen. Vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag waren die Fischer so auf dem Eis, nur geschützt durch ein aufgespanntes Windsegel, durch eine entsprechend warme Kleidung (sie sahen alle aus wie die Urweltmenschen!) und durch einen kräftigen Schluck aus dem mächtigen Schnapskrug. Der gehörte dazu. Auch die Pferdchen mußten solange aushalten. Kein Wunder, daß man auf der Nehrung stets gut gepflegte, widerstandsfähige



Fischer
beim Netztrocknen
Nidden

Pferde hielt, die man in den Sommermonaten frei in den Wäldern herumlaufen ließ, zur Verwunderung mancher Gäste und gar manches Mal mit einem Elch verwechselt! „Pferde holen“, das war ein besonderer Sport, und es gab wohl kein Fischerkind, Junge oder Mädels, das nicht auf dem bloßen Pferde Rücken mit großem Geschick zu reiten verstand.

Natürlich war auch ein großer Teil der Bevölkerung bei den umfangreichen Waldarbeiten und bei der immer wieder notwendigen Dünenbefestigung eingesetzt. Eingesessene Bootsbauer hat es auf der Nehrung kaum gegeben, sie kamen von der anderen Seite des Haffs herüber, und die Taufe eines festlich bekränzten neuen Kahns war dann immer ein großes Volksfest, bei dem das Begießen mit Wasser eine ganz große Rolle spielte.

Auch die Fischräucherei wurde eifrig betrieben, hauptsächlich Flundern und die ebenso köstlichen und fetttriefenden Aale. In kleinen, verdeckten Gruben schmelten die „Schischken“, die Kienäpfel des Waldes, und daneben saßen dann die alten Fischerfrauen mit ihrem Strickzeug, um den Rauch zu beaufsichtigen. All dieses, der feine, etwas beißende Qualm aus den Räuchergruben, die ziehenden Segel am Horizont, die ruhenden Boote im Hafen, die trocknenden Netze im Wind, der sein Garn flickende alte Fischer vor der Tür und die bereiften, erstarrten, vom Haff heimkehrenden Eisfischer, all dieses gab den Nehrungsdörfern ihr eigentliches Gepräge und schloß die ganze Romantik, aber auch die ganze Härte eines Fischerlebens in sich ein.

Heimkehrende Fischer

Der Morgen zieht die letzten Nebel von Haff und grünbewachs'nem Strand.
In heimatliche Buchten gleiten jetzt die Kähne, ihr Schatten fällt auf grauen

[Ufersand.]
Der schwere Schritt der Fischer stampft den Weg ins Dorf. Es riecht nach Tran und
[Teer,]
von Netzen und von Fischen ist der Rücken krumm, und Tabakrauch zerflattert
Wie ihre Kähne knorrig und zerfurcht, in tausend Stürmen todgefeit, [hinterher.]
vertraut den Wellen und dem Wind, sind sie ganz ohne Alter, ohne Zeit.
Mit hellem Schrei und weißem Flug begleiten Möwen sie ins Dorf, wo schon der
und aus den Ställen drängt das Vieh. [Tag beginnt,]

Hanns Müller,
gefallen im Kampf um die Heimat.



Trocknen
der frischen
Flundern

NEHRUNGSFISCHER

Ihn beugt kein Schicksal, weil das harte Land
den Glauben in ihm wundersam genährt;
stets bleibt er durch die Pflicht in sich gekehrt,
weil er den Sinn des eignen Lebens fand.
Er kennt den Kampf, die Not und die Gefahr
und hat sich nie ergeben und empört;
er hat in frohem Zwang nie aufgehört
für Weib und Kind zu sorgen Jahr um Jahr.
Er sieht die Sternensaat, die ihn erhellt,
und spürt den Sturm, der an die Segel schlägt.
Doch wenn er seinen Blick zum Himmel trägt,
sind Nacht und Erde eine feste Welt.

Rudolf Thureau
gefallen im Kampf um die Heimat.

Die Schönheiten der Nehrung

Es ist gleich, ob man auf den weißen Dampfern des Haffs den Gestaden seiner Sehnsucht entgegenfuhr, ob man auf flinken Rädern über die im Jahre 1904 fertiggestellte neue Poststraße entlang sauste oder ob man auf Schusters Rappen die 100 km von Cranz bis zur Süderspitze hinauf tippelte, immer stand man von neuem unter dem Eindruck dieser seltsamen Landschaft. Nur Autofahren durfte man auf der Nehrung nicht, und das war gut so. Von Cranz bis weit hinter Sarkau, dem Ort der fetten Flundern, geht es oft an der hohen Küste entlang, durch alten, feierlichen Nehrungswald. Man steigt zum Seestrand hinunter und freut sich an dem ewigen Spiel der Wellen, dem Toben der Brandung und den glitzernden Bernsteinstückchen, die oft wie eine feine Kette die Flutlinie umsäumen. Man geht über die Vordüne und wandert die „Palwe“ entlang, eine weite Ebene mit kurzem Gras bewachsen und vereinzelt Gebüsch. Man staunt über das weitverzweigte Wurzelwerk des Strandhafers, der gerade darum der Versandung so gut widerstehen kann, weil sich in den Knoten des Schaftes immer neue Wurzeln bilden, so daß die Pflanze mit dem steigenden Sande wächst. Man erfreut sich an der kleinen Welt der zarten Nehrungsblumen, Thymian, Leinkraut, Strandveilchen und Meersenf, und findet vielleicht auch Königskerzen und die zartgegliederte, blauschimmernde Stranddistel, auch sie ein kleines Wunder der Nehrung, das unter Naturschutz steht. Man überquert die durch Baumwuchs geschützte Poststraße und kommt in das sogenannte Kupstengebiet. „Kupsten“, das sind kleine Sandhügel, Reste eines alten Nehrungsbodens, durch eine feste Grasnarbe oder durch einen Weidenbusch geschützt und ringsherum durch den ewigen Wind zu bizarren Formen ausgeblasen. Man steigt auf den sanft geneigten Dünenhang empor, seltsam fest ist der Sand unter den Füßen, aber im Sturm treffen uns die fliegenden Quarkörner wie feine Nadelspitzen. Wie eine flatternde Fahne sieht man dann den Sand hochsteigen, „die Düne raucht“, sagen die Fischer, und die Dichter sprechen von der Düne weißblondem Haar, das im Winde weht. Manche Dünenberge sind in sich gesättigt, breit und rund gewölbt, manche aber, die Sturzdünen, brechen mit scharfem Grat zum Haffufer ab, und an ihren Hängen sieht man in ewiger Bewegung das Rieseln des Sandes, das in Jahrtausenden das Wandern der Dünen bewirkt.

Haff, Himmel und Meer umarmen ein Land,
weltabgewandt — seine Wege sind schwer.
Ewig bedroht ringt hier das Leben mit rauhen Gewalten,
flüchtet vorm Tod, um sich dann wieder verjüngt zu gestalten.
O Sommertage: Träumerisch Wandern von Strand zu Strand,
weitschauend Rasten im goldlichten Sand . . .
Gleich einer Sage leuchtest du heute mir, seltsames Land.

Aus „Kurische Nehrung“ von Walter Scheffler

Durch den ungeheuren Druck der Sandmassen hervorgerufen, finden sich am Rande des Haffs dunkel getönte, mehr oder weniger breite Aufpressungen aus Mergelerde. Aber auch auf den Grundwasserstand wirkt dieser Druck sich aus, und als Folgeerscheinung bilden sich die vielberühmten und oft berichtigten Triebsandstellen, meist am westlichen Fuß der Dünen. Es scheint, daß mit der zunehmenden Bewaldung der Nehrung die Ausdehnung und vor allem auch die Gefährlichkeit dieser an ihrer grünlichen Färbung leicht erkennbaren Triebsandstellen abgenommen hat.

Auf der 24 km langen Strecke von Sarkau bis Rossitten gibt es keine menschliche Besiedlung mehr. Früher lag hier das im Siebenjährigen Kriege zerstörte und dann versandete Dorf Lattenwalde und weiter nördlich Alt-Kunzen, das schon im Jahre 1555 eine eigene Kirche besaß, die bereits 1569 verschüttet wurde. Als die

Reste des Dorfes über 100 Jahre später vom Sand überwältigt waren, gab die fortschreitende Düne die großen, vorgeschichtlichen Gräberfelder bei den Korallenbergen frei.

Auf gleicher Höhe vor Rossitten liegt die Vogelbeobachtungshütte Ulmenhorst, die gemeinsam mit dem im Dorfe befindlichen Museum der Vogelwarte von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Berlin unterhalten und gefördert wurde. Von Ulmenhorst aus hat der Vogelprofessor Johannes Thienemann seine bedeutsamen Beobachtungen über den Vogelzug angestellt. „Zur Ehre Gottes und der Natur“ lesen wir auf dem Querbalken des Giebels. Im Weiterwandern sinnen wir den Worten nach und möchten es schon einmal erleben, wenn zur Zugzeit der ganze Himmel verdunkelt ist von den ungeheuren Vogelscharen und wenn das Blätterwerk des Gebüsches rauscht von dem Geschwirr der durchziehenden Kleinvögel; wenn hoch oben in der blauen Luft die stolzen Raubvögel ihre Kreise ziehen, Bussarde, Sperber, Habichte, Seeadler und nicht zuletzt die schnellen, gelehrigen Falken, die schon im Mittelalter hier gejagt und gefangen wurden. Wir könnten auch dem Vogelprofessor zusehen, wie er in seiner Falkenschule das alte, edle Weidwerk zu neuen Ehren brachte, und wir könnten die „Krajobieters“ in ihren Laubhütten beobachten mit ihren Stellnetzen und Lockvögeln und könnten sehen, wie sie mit schnellem Biß in die Hirnschale die leckeren, jungen Saatkrähen auf die schnellste und schmerzloseste Weise töten. Oder wir könnten dem Geschrei von vieltausend Vogelstimmen folgen und an den blauen Wassern des Möwenbruchs, der großen Vogelkinderstube, uns von dem wundersamen Spiel der silberweißen Schwingen bezaubern lassen.

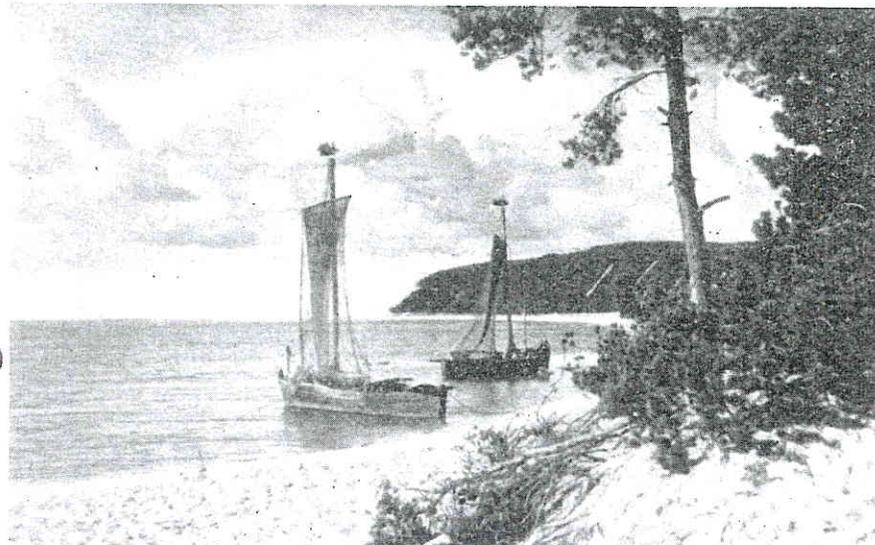
Rossitten ist wie eine fruchtbare Insel im Meere von Sand; eine breite Mole führt weit ins Haff und bietet Raum für viele Dampfer und für viele sonnenhungrige Städter. Das Haff erreicht hier seine größte Breite (45 km) und ist selbst wie ein kleines Meer mit weiten, niedrigen Ufersänden und Tiefen bis zu 8 m, oft heimtückisch mit seinen kurzen Wellenbrechern und den wechselnden Winden, oft wie ein leuchtend blanker Spiegel, der die ganze Herrlichkeit des Himmels mit seinen Wolkenbergen widerstrahlt.

12 km von Rossitten nach Pillkopen, immer am Haffufer entlang, immer den sanften Bogen folgend, die sich in kurzen Abständen wiederholen und die im großen auch der ganzen Nehrung mit ihren verschiedenen, ins Haff vorspringenden Dünenhaken das Gepräge geben. Durch die im Winter vorherrschenden Ostwinde wird nicht nur das Wandern der Dünen ein wenig aufgehalten, sondern sie wachsen dann auch in die Höhe und ändern so immer wieder ihre an sich gleichbleibende Gestalt. Unter dem Predinberg, nach den letzten Messungen noch über die Hohe Düne von Nidden hinausgewachsen, liegt das Dorf Predin be-

Herbstliche Nehrung

Müd' neigen Tannen zwischen Haff und See.
Auf grauen Regensaiten spielt der Wind.
Fern pfeift ein banges Elenkind.
Dicht schluchzt ein Reh.
Durch dunklen Tann das Meer mahlt Stein.
Im Haff auf trägem Boydack bellt ein Hund.
Den Mast hüllt schwer ein nasses Segel ein.
Enten und Taucher stoßen auf den Grund.
Gepeitschte Vogelheere sind auf großer Fahrt.
Kaum unter Wolken treibt und ruft ein Weih.
Ein schwarzer Schwan nur schlägt sich stolz und hart
einsam südwärts vorbei.

Alfred Brust



Haffbucht bei Nidden

graben (1671). Jetzt tummeln sich dort die Scharen der jungen Segelflieger, und ihre Riesenvögel fallen und steigen und gleiten im Wind, als wären sie ein lebendiges Stück dieser Landschaft. Wenn man am Abend die bewaldete, nach dem Düneninspektor Epha benannte, letzte Düne vor Pillkopen erreicht, tut sich die ganze Schönheit der geliebten Nehrung kund. Mit einem Blick umfaßt man Haff und See, sieht in der Ferne Niddens Leuchfeuer blitzen, das weiße Land verschimmern und unten, friedlich und geborgen, ruht das Dorf. Beim Abstieg aber sind wir eingehüllt in eine Wolke von großen, zum Glück nicht stechenden Haffmücken, die, einer Rauchfahne gleich, über den niedrigen Kiefern spielen und oft so zahlreich sind, daß der ganze Ufersaum des Haffs kilometerweit mit einer dicken Schicht der toten Insekten bedeckt ist.

Die Höhenwanderung nach Nidden ist wirklich ein Erleben, das man „in seiner Seele nicht missen möchte“. Man ist emporgetragen in eine Flut von Licht, man sieht die Schatten der ziehenden Wolken über die Kuppen der Dünen gehen, immer ein neues Farbenspiel, immer neue Formen und sich überschneidende Linien. Der Sand ist leicht gewellt vom Wind, und wo ein Sturm härteres, gröberes Gestein zum Treiben brachte, finden wir oft scharfgeschnittene, nadelspitze Sandgebilde, wie kein Künstler sie formvollendeter gestalten könnte. Bei dem hohen Wassergehalt der Luft und dem gleißenden Licht sind überraschende Luftspiegelungen möglich, echte Fata morgana, wie in einer richtigen Wüste. Kurz vor Nidden die Hohe Düne und das Tal des Schweigens. In der spärlich bewachsenen, vom Grundwasser befeuchteten Senke ward einst ein alter Friedhof, der „Pestfriedhof“, aufgedeckt, und zwischen den Hügeln, ohne einen Blick auf das Wasser oder auch nur einen Baum, war während des Ersten Weltkrieges ein Vergeltungslager für Kriegsgefangene. Jetzt zieht am Abend die heimkehrende Herde von ihren weit entfernten, oft so mageren Weidenplätzen durch das stille Tal, und von der Höhe glaubt man im dämmernden Licht, es wären Erde und Himmel eins geworden in unsagbarer Harmonie.

Nidden

Mein schönstes Dorf im weiten Erdenrund!
Wie wenn ein Gott aus leuchtender Palette,
berauscht von Farben bis zum Herzensgrund,
dich wie im Traume hingezaubert hätte,
so liegst du da, nun selbst ein Farbentraum,
daß sich des Wandrers trunkne Augen feuchten,
wenn er dich an des Waldes dunklem Saum
aufglühen sieht im Morgensonnen-Leuchten.

Fritz Kudnig

Das farbenfrohe Nidden war schon von jeher das Eldorado der Maler. In der großen Veranda von Haus Blode findet man in langen Reihen die Bilder der vielen die sich von dieser Symphonie des Lichts begeistern ließen. Die meisten Namen — kaum sind sie alle zu nennen — haben auch heute nicht ihren guten Klang verloren: Der im Ersten Weltkrieg gefallene Maler Bischoff-Culm, Pechstein, Burmann, Birnstengl, Eulenstein, der „Elchmaler“ Kallmeyer, der in Rossitten geborene, im Kampf um Königsberg gefallene Jul Schmischke, Eduard Bischoff, der Maler und der Freund der Fischer, und Ernst Mollenhauer, der letzte Besitzer des Hauses Blode.

Sein Schwiegervater, der prächtige Hermann Blode, der Patriarch der Nehrung, der sich um die Entwicklung seines Heimatdorfes so große Verdienste erworben hat, starb noch vor dem großen Zusammenbruch, und vielleicht hat der Sand sein Grab schon verschüttet. Aber das Wort, das über dem Eingang seines Hauses stand und jeden Fremden grüßte, bleibt unvergessen wie sein Name:

„Mensch, deine Seele birgt die ganze Welt,
den ganzen Gott und all sein Wunderweben,
Denn Gott und du — ihr beide seid ein Leben,
das nicht einmal im Tode einst verfällt.“

Viele Künstler gehörten zu den Gästen Niddens, viele Musiker, die meinten, es ließe sich das Wunder der Nehrung nur durch Töne ausdrücken, und natürlich auch viele Dichter. Der erste unter ihnen war wohl der bei Elbing geborene Ludwig Passarge, dessen Essay über die Nehrung als klassische Schilderung einer Dünenwanderung gilt, bis hin zu Thomas Mann, der sich hier ein Haus baute, bevor er Deutschland verließ. Dann folgten von dem jungen, 1914 gefallenen Waiter Heymann all die vielen, bekannt oder unbekannt, alle nehrungsbegeistert. Die meisten haben wohl bescheiden bei den Fischern gewohnt oder gar oben auf dem Heuboden geschlafen oder im Zelt, und zwischen den Dünen wurde das Essen selbst gekocht.

Wandert man von Nidden weiter nordwärts, kommt man aus den großen Beständen von altem Nehrungswald auf den fast 60 m hohen, mit kurzem Kiefernholz bestandenen Angiu Kalns mit seinem herrlichen Rundblick und von dort in ein weites, mit Erlen, Birken und Weiden bestandenes Bruchgebiet, über die kleinen Dörfer Preil und Perwelk hinaus bis nach Schwarzort. Hier hatte der Elch sein Hauptrevier, der viel gepriesene, viel fotografierte und viel gemalte, in seiner etwas unförmlichen Gestalt wahrhaftig ein Recke aus der Urweltzeit, der wahrhafte König der Nehrung.

WEIDENDE ELCHE

Fährten breit im Moos! Tiefrote Kelche
feuchter Erika — ein Kiefernstumpf,
Röhricht — still! Dort weiden sie, die Elche,
abendlich besonnt im Erlensumpf.
Finster ragen sie wie Überreste
rauhem Urwalds . . . Und das Spätrot stirbt.
Wolken feiern hohe Abschiedsfeste,
und die erste Grille zaudernd zirpt.
Still! Die Elche schaukeln schon im Trabe
nach dem dunklen Waldrand ihr Geweih,
und ihr Huf dröhnt wie auf hohlem Grabe,
klagend orgelt ihres Führers Schrei.
Und sie schwanken tief im Dämmerkleide,
fern schließt sich ein goldner Wolkengang.
Und es graut. Und endlos in die Heide
zittert schwermutsvoller Grillensang.

A. K. T. Tielo

Schwarzort, die „Königin“ oder „Perle“ der Nehrung, zeigt in seinen querliegenden Parabeldünen noch die geschweifte Urform der Düne, wie sie durch natürliche Bewaldung an der weiteren Ausbreitung verhindert wurde. Sie reichen mit ihren hohen mit Kiefern bestandenen Steilhängen bis dicht ans Haff, und in ihren Tälern wachsen still und feierlich jahrhundertealte Tannen, geschützt und friedlich, von allen Stürmen unberührt. Auf dem Schafenberg aber ist ein Stück Wald, das nur aus den Kronen der Kiefern zu bestehen scheint. Das harte, kienreiche Holz hat dem ätzenden Sand widerstanden, meterhoch verschüttet, aber der Baum lebt weiter und die Düne steht.

Es wäre noch von den Reiherbergen zu erzählen, wo die schönen, aber gefürchteten Fischräuber in großen Scharen horsteten und ihren angestammten Platz einmal in tagelangem Kampf gegen die schwarzdunklen Kormorane verteidigt haben. Und es wäre von den Bernsteinbaggereien zu berichten, durch die Schwarzort vom Jahre 1860 an einen solch großen Aufschwung erlebte und die den Pächtern Stantien & Becker im Jahre 1883 einen Höchstertag von 75 546 kg brachten. Man könnte erzählen von dem großen Reichtum an edlen Pilzen und köstlichen Waldbeeren, und daß es hier die seltenen weißen Rehe gab. Von dem Friedhof hoch auf der Düne könnte man erzählen, wo so mancher fremde Seemann seine Ruhe gefunden, und von der Kirche im Dorfteil Karweiten, die aus den Resten der

AM HAFF

Die Nehrung schweigt, es ruht das Fischerhaus
am Nebelrand des Haffs in kühlem Schlummer;
der Kiefernwald streckt wie ein Riesenhummer
darüber seine schwarzen Scheren aus.
Nur einmal, fern vom Mond umsilbert, bäumt
sich blaß ein Segel, Wellenkämme steigen
rauschend ans Land — der Wald gebietet Schweigen!
Das Haff umwölkt sich wieder —, horcht und träumt.

A. K. T. Tielo

NEHRUNGSKIEFER

Aufs Dünen gras, das ihr zu Füßen kauert,
sieht sie mit gramzerrissenem Angesicht,
weil es der weiße Sandtod stets umlauert,
doch Furcht kennt ihre Seele nicht.
Sie hat schon viele Stürme überdauert
und hebt, daß sie sich still mit Gott bespricht,
tiefeinsam und von Sehnsucht weh umschauert,
die kopfergoldne Harfe hoch ins Licht.

Gertrud Liebisch, gest. 1947

zwischen Preil und Perwelk verschütteten erbaut wurde und später einem großen Brand zum Opfer fiel. Was könnte man nicht alles erzählen! Hinter der großen Sturzdüne hinter Schwarzort hören die Wanderdünen auf, das Nehrungsgelände, schon früh durch die ersten Anpflanzungen geschützt, wird niedriger. Durch die Sandverwehungen, die die Nehrung auch noch in die Länge wachsen ließ, war der Memeler Hafen und das Tief zu stark gefährdet gewesen. Das jenseitige Haffufer rückt näher und näher, die Holzlager von Schmelz werden sichtbar und die Türme von Memel steigen auf. Der alte „Sandkrug“ kann, wenn er noch besteht, bald seinen 350. Geburtstag feiern. „Es kann ja nicht immer so bleiben . . .“ dichtete hier der deutsche Dramatiker und russische Staatsrat Kotzebue auf einer Reise von Berlin über Königsberg nach Petersburg. Nein, es konnte leider nicht immer so bleiben . . .

Bis zu dem Dörfchen Süderspitze ist's nur noch ein kurzer Weg. Im Wald verborgen ein altes Fort, wie ein verwunschenes Schloß, in dem seinerzeit, um seine militärische Notwendigkeit zu beweisen, wie die Memeler sagen, die Jugend des Dorfes von einem Feldwebel unterrichtet wurde. — An der Quarantäne-Station, die früher bei Cholera, Pest und Lepraverdacht eine große Rolle spielte, vorbei, kommt endlich die fast 500 m lange Steinmole, die Südmole des Memeler Hafens, die damit der Nordspitze der Kurischen Nehrung den passenden Namen „Süderspitze“ gegeben hat.

BLICK VON SANDKRUG AUF MEMEL

Die Wolken, abendrot-durchglüht,
beglückt vom Himmel schauen,
wie licht ihr Spiegelbild erblüht
im Haff, dem dunkelblauen.
Kaum, daß die Wasserflut sich regt,
wenn sie ein Windhauch küßte.
Ein Segel schimmert, unbewegt,
wie wenn's den Weg nicht wüßte.
Versonnen steigt die Nacht herauf,
Goldsterne im Gewande.
Nun glüh'n in hundert Hütten auf
die Lichter rings im Lande.

Fritz Kudnig

Abschied von der Nehrung

In sechs Stunden fahren die weißen Schwäne des Haffs zurück von Memel nach Cranzbeek, vorbei an allen Stationen der Freude. Die Tage unbeschwerten Wander Glücks sind vorüber, vorüber sind auch die letzten Tage in Nidden. Herbst 1944 — ein unsagbar milder und schöner Herbst! Nidden war fast ohne Gäste und im Haus Blode stand das beste Zimmer für uns bereit. Wir gingen wie die ersten Menschen durch die einsamen Wälder und alle Tage leuchtete Gottes Sonne über dem gesegneten Land. Man dachte kaum an Krieg, man lauschte in die Stille. Der große Pan war über uns, und seine Flöte sang. — In der Nacht aber loderten die Brandfackeln von Tilsit weit übers Haff, Scheinwerfer zerschnitten den Himmel und brachten die Sterne zum Erlöschen. In der grauen Morgenfrühe stiegen wir noch einmal zur Hohen Düne empor. Der Wind peitschte uns entgegen und riß uns den fliegenden Sand unter den Füßen weg. Als wir aber im Licht der jungen Sonne standen, da war um uns nur feierliche Stille und alle Stürme in und um uns schwiegen.

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
da keiner dich ergründen mag,
und alle deine hohen Werke
sind herrlich wie am ersten Tag. J. W. v. Goethe

Trauriger Abschied, aber nicht ohne Hoffnung! Die Düne wandert, doch sie wandert langsam, denn sie hat Zeit. Sie wartet. Sie wanderte schon viele tausend Jahre. Sie wird noch wandern, wenn wir wiederkommen!

„Wir heißen euch hoffen!“

Margarete Kudnig



Bauernhaus auf der Nehrung

Sagen und Geschichten

In Memel hatte man drei Räuber gefangen, von denen hieß der eine Schwarzeris, der zweite Preileris, der dritte Nidderis. Anstatt sie hinzurichten, setzte man sie auf ein Floß und ließ sie so in die See treiben. Aber die drei Flöße landeten an der Kurischen Nehrung, und da gründete denn hier Schwarzeris Schwarzort, Preileris Preil und Nidderis Nidden.

Nach Bezzenberger

Der Zug über das Haff

Sehr oft machten die Ritter des Deutschen Ordens ihre Heerfahrten gegen Litauen im Winter, wenn die Wege hartgefroren und Sümpfe und Seen mit Eis bedeckt waren und leichter überschritten werden konnten. So mußten sie einst einen gefährlichen Rückzug antreten über das Kurische Haff, und das Eis war so schwach, daß es unter den Hufen ihrer Rosse sich bog und senkte wie die Wellen im Winde; aber Gott schützte sie, und alle kamen sicher hinüber, obgleich es Nacht war. Als sie aber am anderen Morgen das Land erreicht hatten und sich umschauten, da war alles Eis verschwunden, so daß kein Feind ihnen folgen konnte.

Ostpreußische Sage

Die Pestmänner auf der Kurischen Nehrung

Eine alte Fischerfrau von der Kurischen Nehrung erzählte: Es war hier einst ein Pfarrer gewesen, der wurde von den Fischerleuten hoch geachtet, denn er war ein guter und frommer Mann. Der konnte eines Nachts nicht schlafen, denn der Tauwind war gekommen und hatte das Eis überm Haff zerschmolzen, und das Eis krachte laut und das Schneewasser floß vom Dach, die Krähen flogen ganz niedrig, schreiend über das Dorf. Das Eis taut auf, dachte der Pfarrer, nun kommt der Frühling, der bringt meinen Fischern wieder Arbeit. Da — um Mitternacht — fuhr ein starker Sturm über das Haus und die Tür sprang auf. Zwei fremde Männer traten an des Pfarrers Bett und befahlen ihm, schnell aufzustehen und ihnen in die Kirche zu folgen. Als der Pfarrer Licht schlug, bemerkte er, daß die Fremden verschleiert waren, pechschwarze Tücher hingen ihnen tief um die Köpfe. Auf des Geistlichen Frage, woher sie kämen und was sie von ihm begeherten, sagten sie, daß er das nicht zu erfahren brauche, aber er solle schnell den Talar überwerfen, den Kirchenschlüssel nehmen und mitkommen, um ein junges Paar zu trauen; sie beide seien die „Guten Männer“, die Trauzeugen, die anderen Hochzeitsgäste ständen schon mit dem Brautpaar an der Kirchentür.

Dem Pfarrer kam dies wunderbarlich vor, aber er ging mit den Männern. Da lag ein großes Schiff mit schwarzen Segeln, auf dem Wimpel zierte es ein runder Totenkopf. Als der Pfarrer das sah, schlug er ein Kreuz, lief so schnell er konnte und versuchte, sich an der Friedhofspforte zu stützen. Aber da verbanden ihm die beiden Männer mit schwarzen Schleiern die Augen und führten ihn in die Kirche auf den Altar. Dort sollte er nun das Brautpaar trauen, das er nicht sehen konnte. Und es spielte jemand Orgel und die Lichter auf dem Altar wurden angezündet. Und das Brautpaar hat auf dem Kissen gekniet und sich mit Ringen trauen lassen. Die Ringe aber waren so heiß wie rotes Eisen und die Hände so klamm wie Eis. Dann führten die „Guten Männer“ den Pfarrer wieder in sein Haus und warfen ihn aufs Bett. Da aber hat mit einem Male die Sterbeglocke geläutet und der Pfarrer ist leise ans Fenster gegangen. Da sind viele Leute in schwarzen Kleidern und mit verschleierten Köpfen auf das Schiff gestiegen, haben die Segel gewendet und sind mit Wind übers Haff gefahren, sehr schnell.

Der Pfarrer legte sich darauf zur Ruhe, er konnte aber keinen Schlaf finden und er hat sich unruhig herumgeworfen, als schüttelte ihn das Fieber. Da hat er geglaubt, der Tod käme ihn holen. Der nächste Tag war ein Sonntag und der

Pfarrer ging in die Kirche. Wie sie aber alle nacheinander hineingeschritten kamen, da stand auf dem Altar ein offener Sarg, darin lag die junge Braut mit Kranz und Schleier, am Finger einen eisernen Ring. Da hielt der Pfarrer eine Totenfeier und die Fischer holten Spaten und begruben die Tote, die niemand kannte. Der Sand und das Wasser sind um den Sarg geflossen und der Hügel ist halb verschwemmt und zerfallen. Aber von der Nacht an war die Pest im Dorfe zu Hause und alle mußten sterben, zuerst der Pfarrer, dann alle die Fischer, die das Grab geschaufelt hatten, mit Weibern und Kindern.

Aus: „Wir Ostpreußen“, von G. Ipsen,
Akademischer Gemeinschaftsverlag, Salzburg

Es ist bekannt, daß zu Johanni um Mitternacht die Tiere im Stall Weissagen können und daß jeder, der reinen Herzens ist, ihre Sprache verstehen kann. In Rossitten war ein Fischerwirt, der hieß Sakuth, und war der reichste Mann im Dorf. Er wollte aber wissen, wo unter den Dünen der Schatz aus dem alten Schloß begraben sei, und so ging er in der Johannisnacht in den Stall zu seinen beiden Rappen, so sehr seine Frau ihn auch warnte. Als die Glocke zwölf schlug, hörte er, wie die Tiere sich beredeten und sie sagten, daß der Fischerwirt Sakuth schon bald unter der Erde liegen würde. Da wurde er zornig und schwang sein Beil, um die Pferde zu erschlagen. Sie wurden aber unruhig und bäumten sich hoch und trafen ihn mit ihren Hufen. Da lag der Fischerwirt tot und die Weissagung hatte sich erfüllt.

Ostpreußische Sage

De Pomochels von Rossitte

De Nehrunge leevde in vergangene Tide gar nich schlecht; da keem vääł mehr Bernsteen wi hide, Scheep ginge op de hoge See ok mehr koppheister, so dat allerhand utspööld: moal e Schoß ekene Planke oder e Balle Boomwull oder ok e Fattke Rum, he! On Fösch funge de Nerunger, kann ek di segge, Schwien to mäste. Oawer dat kunn man se ok gönne, dotte es de flegende Sand tohuus und vun Plege un Sege varstunde de Lüd so vääł wie de landsche Bur von de Fischerie, nämlich nuscht. Blooß de Rossittener utgenoame, de were ok doamals Bure on Föschersch toglielik. Wår kunn so läve wie de Rossittener von de Nehrungslied: Alle Doag Fösch on Fleisch oppe Disch on to jeder Moallied krieschd de Pann oppem Fier. Tao godet Läve bringt dem Mensch blooß op schlechte Gedanke. So wußd denn dit Fischervolk toletzt var Ävermoot nich meer, wat et var Dullheit anstelle sulld. Bunde se nich de gefangene Pomochels paarwis mit de Zägel tosamme? Stoppde se dem Fisch nich Preemke eene Muul un stöckelde disem met e spözte Preckel to? Denn lete se de arme Dere wedder enne See schwämme. — Oaver solke Schändlichkeit an de onschullige Kreatur kunn onmäägli ongestraift blive. Von Stund an vorschwunde de Pomochels vom Strann, on de andere Fösch wure ok riev. Bernsteen on Strandgoot keem ok nich meer so rieklisch, so dat de Pracherie boold Schildwach vår de Fischerhiser stunn. Endlich funde se wiet, wiet oppe See wedder de Fangstääd von de Pomochels, on neger no'm Land send se nie nich gekoame. On so motte de Rossittener hide noch bi gode Wind twe oder dre Stunde segle, bet se er Föschtau utsette könne, un wenn se dem Stoder utlegge, könne se man kuum noch de Landmark neme.

Adolf Gronau, Aus: Der Ostpreußenspiegel,
Eichblatt Verlag, Leipzig.

Das Festmachen

Die Fischer am Kurischen Haff, welche mit ihrem Fang den Markt der Stadt Memel zu besuchen pflegen, besitzen die Kunst, jeden, der sich während ihrer Abwesenheit unterfängt, etwas von ihrem Wagen zu stehlen, so lange festzumachen, bis sie wiederkommen. So sah die nun bereits selige Frau F. mit eigenen Augen, daß ein Kerl bei dem Wagen eines solchen Kuren festgemacht stand. Der Kure, der sein Fuhrwerk verlassen hatte, kam endlich zurück, sprach den Kerl mit einigen Zeremonien wieder los und jagte ihn sodann mit Peitschenhieben fort. Der Kerl schrie fürchterlich und erzählte, er sei, sobald er etwas von dem Wagen habe nehmen wollen, ganz gelähmt worden, was auch nicht eher, als bis der Kure die ihm unverständlichen Worte gesprochen, vorübergegangen sei. Daher wagt es niemand, von dem Wagen eines Kuren, mag er auch ohne Aufsicht dastehn, etwas zu stehlen.

Ostpreußisches Sagenbuch

„In bezug auf Sitte und Aberglaube tritt kein bemerkenswerter Unterschied zwischen Kuren und Litauern zutage. Ein paar einschlagende Züge mögen hier erzählt werden, um Fernerstehenden eine Vorstellung von ihrem Kolorit zu geben: an Festtagen, am Donnerstagabend und am Johannistage darf man nicht auf den Fischfang fahren. — Wenn ein Kahn fertiggebaut ist, muß man ihn umgekehrt hinlegen und kreuzweise über seinen Boden schießen. Ehe man neue Aalschnüre in Gebrauch nimmt, schlägt man im Hause heimlich ein Kreuz über ihnen und speit auf sie, ehe man sie auswirft. Will man ein Netz zum erstenmal im Jahr benutzen, so legt man eine Axt auf die Schwelle und trägt es darüber. Wenn einer verhältnismäßig wenig fängt, muß er seine Netze mit Schießpulverdampf räuchern oder aus den Netzen anderer, die mehr fangen, Stücke ausschneiden und in die seinigen setzen — — —“

ALTE SPRÜCHE UND LIEDER

Zu Fischern gehn wir,
besuchen Fischer,
bei Fischern wollen wir frein.
Wie weich die Händchen
der Fischermädchen,
wie kühl sind ihre Bettchen.
Zu Häupten ein Ruder,
ein Netz zur Seite,
ein Segel zum Bedecken.

(Lit. Lied)

Am Meer, am Strande,
an der Ostsee im Sande,
da steht eine Hütte gar lieblich, gar klein,
Da wohnte mein Vater,
was möglich war, tat er,
denn ich war ja sein einziges Goldvögelein.
Auf Wellen, auf Wogen,
ward' ich auferzogen,
der schaukelnde Kahn
sollt' die Wiege mir sein.

(Altes Lied)

AUS EINEM GASTEBUCH

„Tagsüber aalen und abends Aal,
bleibt Nidden auf ewig der Ort meiner Wahl!“ — — —
„O du wunderschöne Wüsteneinsamkeit,
das Herz wird so still, das Herz wird so weit.
Der Dünenwind und der wallende Sand,
der Himmel da droben, da unten der Strand,
der Mensch, der über die Düne geht,
selber ein Sandkorn vom Winde verweht.
Doch sich, aus dem Sande selbst quillt neues Leben,
und über den Tod ist der Sieg uns gegeben.“ — — —

Nehrungsdichtung

SAND

Daheim am Dünenstrand,
wo die Brandung braust,
spiell' ich als Kind
mit glänzendem Sand.
Aus der braunen Faust
trug ihn der Wind.
Dies trink' ich, dies eß' ich,
keinen vergeß ich, —
dieses verschenk ich, — —
so sang ich als Kind.
Oft daran denk' ich

in dem fremden Land,
wenn nachts der Wind
durch die Kiefern saust!
Heimat und Lieben,
was ich ersonnen,
was ich geschrieben, —
was ist geblieben? — —
Ist alles zerronnen,
wie der Sand
aus des spielenden Kindes Hand.

Agnes Miegel!

Aus: „Du aber bleibst in mir“, Flüchtlingsgedichte von Agnes Miegel im Verlage der Bücherstube Fritz Seifert in Hameln.

DÜNE

Düne ruht urweltlich.
Horizonte steigen.
Schrei, den eine Möwe rief,
fällt in grenzenlose Zeit.

Kiefern starren hingestürzt.
Mensch verharrt im Schweigen.
Elche stehn
und Jahrtausende vergehn.

Erich Hannighofer
in der Heimat vermißt.

IN DEN DÜNEN

Farbenlichte Weiten!
Über Meer und Sand
reichen Ewigkeiten
sich die Schwesterhand.
Totenstille die Lande. —
Nur von Ferne her,
vom verlaß'nen Strande,
trägt das alte Meer
dunkle schwere Töne
in die Einsamkeit.

alt wie seine Schöne
ist sein Lied vom Leid.
Und du spürst das Wehen
einer Gotteskraft,
die in Tod und Leben
ihre Maße schafft.
Farbenlichte Weiten!
Über Meer und Sand
reichen Ewigkeiten
sich die Schwesterhand.

Rolf Lauckner

WELTSELIGKEIT

Freund, wenn du sinnend durch die Dünen gehst,
ist's nicht, wie wenn du mit dem Wind verwehst?
Du fühlst dein winzig Ich und Zeit und Raum
nur noch wie einen fernem, dunklen Traum.
Du scheinst ein Lied zu sein im seligen Wind
und weißt nur eins: Wie sehr du Gottes Kind,
wie sehr du Wesen seiner Wesenheit.
Du wandelst nur im Kleid der Zeitlichkeit
und bist von Gott nur äußerlich getrennt,
doch Seine Seele in der deinen brennt!
Und diese Gottes-Seele, die du bist,
fühlt hier im Lichte, wer sie wahrhaft ist.
darum ist sie so selig wie ein Kind
und singt ihr Glück nun in den Dünenwind.

Fritz Kudnig

Aus: „Das Wunder am Meer“, Verlag Gräfe & Unzer, München

DAS FRÖHLICHE DORF

Des Dorfes rote Ziegeldächer lachen
hell zu den Kiefern auf am hohen Strand.
Auch alle Fenster helle Augen machen.
Das Haff strahlt wie ein blauer Diamant.
Die Fischerkähne gleiten wie auf Schwingen;
denn lustig pfeilt der ausgelassene Wind.
So ist es auch mit allen anderen Dingen:
es scheint, daß sie sehr fröhlich heute sind.
Die Hähne krähen. Und wacker gackern Hennen;
die Gänse schnattern, daß es nur so schallt.
Die Augen aller Mädchen glühen und brennen.
Und lächelnd liegt im Licht der dunkle Wald.
Die Vögel segeln singend in den Lüften.
Der Himmel ist der Welt wie selten hold.
Am blauen Haffe steht mit nackten Hüften
die hohe Düne, leuchtend wie von Gold.
Die lichten Wolken droben lächeln fröhlich
auf uns herab aus ihrer Vogelschau.
Wir aber sind genau wie sie so selig
und wandern, weltverliebt, den Blick im Blau.

Fritz Kudnig

ABEND AM MEER

Das Meer wie Milch — und breit hinein
die sinkende Sonne gießt purpurnen Wein.
Ein Trinken und Träumen weit und breit,
mit hängenden Segeln säumt die Zeit,
die tagüber spielten, der Wind und der Sand,
sind eingeschlafen auf rosigem Strand.

Und nun auch die Wellen, sie wollten zur Ruh',
sie trippeln wie Lämmer dem Strande zu,
und wie du gewandert und was du gewagt,
und wie du gejubelt und wie du geklagt, —
will alles wie Welle und Wind verwehn,
wird alles ein stilles Nachhausegeh'n. —

Walter Scheffler

DIE WOGE

Vom Meer der Ewigkeit zum Menschenstrand
rollt eine Woge, rollt aus Gottes Hand.
Rollt unaufhörlich, her und hin und her:
weit ist der Strand und unerschöpft das Meer.
Die weiße Brandung hebt sich, fällt und schreit!
Ein großes Staunen: Gott erschuf die Zeit.
Die Brandung rauscht, sie schlägt das Menschenland —
das Leben rollt und rollt aus Gottes Hand.

Franz Lüdike

HELLE NÄCHTE

Das sind die hellen Nächte, die das Licht verschwenden,
da Abendrot und Morgenschein in eins verschwimmt,
der Himmel glüht, als ob dort tausend Blumen ständen,
ein ewig junges Blühen, das kein Ende nimmt.
Das sind die hellen Nächte, die im Norden sterben,
und aus dem Tod wächst immer neu des Lebens Macht.
Wenn rings die Wolken leuchtend rot sich färben,
dann fühlst du dieser hellen Nächte Zauberkraft.
Das sind die hellen Nächte, die das Glück verschenken,
da dir dein ganzes Leben leuchtend vor dir steht.
Du spürst das Göttliche in dir, vergißt das Denken,
ein Hauch der Ewigkeit um deine Schläfen weht.

Otto Losch

(Entnommen aus „Samland und Kurische
Nehrung im Licht und Farbenzauber“)

ABEND IM FISCHERHAUS

Das Dach, geschindelt und schon viel geflickt,
senkt tiefer seine Stirn auf Tür und Wand.
Verschimmernd wie ein blasses, schmales Band
duckt sich das kleine Gärtchen, bunt gestickt.
Durch rauteschmales Fenster fließt der Schein
der Abendsonne auf die dunklen Dielen.
Zerrissen ist das Holz und voller Schwielen,
ein jeder Tag grub seine Rune ein.
Im Immortellenkranz ein Strahl sich bricht
und zuckt im Gruß noch einmal an den Wänden.
Am Haifstrand recken sich mit müden Händen
die abendstillen Kähne in das Licht.
Und hinter fernen Dünen geht der Tag.
Ein letztes Segel sucht den Abendhafen.
Im Saum des Haffes schon die Möwen schlafen . . .
Das Herz wird ruhsam wie der Wellenschlag.

Ruth Geede

IM ABENDSCHEIN

Es hat der goldne Abendschein
geküßt die stille Flut.
Nun steigt es in ihr Angesicht
wie dunkle Purpurglut.
Er legt ihr um das blaue Kleid
ein flimmernd Gürtelband.

Zwei Königskinder, halten sie
sich lächelnd an der Hand.
Umdämmert liegt die Düne da
in träumerischer Ruh!
Und schaut dem goldenen Sonnenglück
der schönen Herrin zu.

Frieda Jung

TOTER WALD IM MEER

Baumstümpfe, schwarzknorrig im Meere stehn.
Einst konnte man hier unter Waldwipfeln gehn,
und es tönte der Urmenschen rauher Gesang,
bis jählings das Meer auf das Ufer sprang
und alles in seinen Rachen schlang.
Doch immer noch hat es den Wald nicht verdaut.
Bei Sturm an den steinernen Knorren es kaut,
fällt wütend auch über die Dünen dann her . . .
ostpreußische Kost verdaut verdammt schwer.
Nun wißt ihr, warum oft so übel gelaunt unser preußisches Meer.

Fritz Kudnig

DER WIND

Alle Türen und Läden
sind nun in Mauern gebettet,
Die Hunde angekettelt.
Doch aus den Öden
viele Stunden
herläuft der Wind
mit Gewimmer
von vielen Hunden
desselben Wegs immer,

macht Holzplanken ächzen,
reißt Latten mit Pranken.
An Hausmauern
weiß er den Laut so zu schärfen,
daß sich die Kranken
und Alten wach in den Betten werfen,
hüsteln, sich einkauern.
Auf einmal springt er um.
Ist's stumm.

Walther Heymann

DÜNENABEND

Wehrot erglöh der Düne Grat,
die Sonne sinkt, der Abend nah.
Und auf dem blassen Sandgespreit
mein Schatten wächst gespenstisch weit,
steht einsam, fremd im leeren Saal —
tief unten graut das Dunkellal.
Du Gott, der Höh'n und Tiefen schuf,
der mir den heiligen Berul,
ein Mensch zu sein, ins Herze schrie
und dann mich in die Wüste trieb:
Ich dürstete, ich rang und litt,
du gingst versonnen schweigend mit.
So oft vergeblich frag' ich dich —
Bevor es nachtel, höre mich!
Zum Schwur hier heb ich meine Hand:
mein Alles hab' ich dran gewandt,
zu tragen meines Lebens Not,
als deiner Liebe gut Gebot.
Nun sind wir beide tief allein —
nicht länger wolle schweigend sein
Dies wehe Wandern ohne Ruh,
sag', welchem Ziele treibt es zu? —
Die Sonne sinkt, der Himmel schweigt.
Mein Schatten ragt, das Haupt geneigt.

Walter Scheffler

FLUCHT ÜBER DIE NEHRUNG

Gottes Gnade wird uns befreien?
Das kann doch wohl nur ein Märchen sein.
O seht, wie der schaurige Elendswurm
durch die Dünen sich wühlt in Nacht und Sturm:
ein Heer, halbtot, auf dem letzten Gang . . .
Hier lachten im Sommer noch Lust und Gesang.
Die Menschen, sie schienen wie ohne Beschwer.
Hell leuchteten junge Leiber im Meer.
Und der Himmel trug ein so traumhaftes Blau,
daß eine stille, versonnene Frau
den Liebsten fragte: „Du, sag', ist das Krieg . . .?“
Doch der Liebste, der Urlauber war, der schwieg;
der küßte sie stumm auf den roten Mund,
als wäre es seine letzte Stund'.
Nun fragt jene Frau nicht mehr, ob Krieg.
Der Mann, den sie fragte, und der darob schwieg,
das trägt sie im Leibe durch Sturm und Wind.
Schweigt lang schon für immer: doch dessen Kind,
das trägt sie im Leibe durch Sturm und Schnee.
Und ihr armes Herz ist vereist vor Weh.
Unzählige wandern, gehetzt, mit ihr mit.
Sie hält mit keinem von ihnen Schritt.
Nun liegt sie am Wege, gekrümmt wie ein Wurm.
In den hohen Kiefern hohnlacht der Sturm.
Der zärtliche Schnee aber kost ihr Gesicht
wie Frauenhand: „Arme, weine doch nicht.
Schon bald, schon bald deine Not vergeht.
Doch der Himmel über dir ewig besteht!“
Träumte die Schwang're? Wehn Geister im Wind?
Die Frau gebar ein schon totes Kind.
Und kaum, daß ihr totes Kind sie gebar,
auch sie schon unter den Toten war . . .
Doch manche, die ihre Leichen sehn,
die bleiben wohl einen Atem lang stehn
und fallen die Hände und rücken den Hut
und waten weiter durch Schnee und Blut —
und quälen sich weiter, ob Kind, ob Greis,
durch den heulenden Sturm und die Hölle aus Eis.

Fritz Kudnig

Die Kurische Nehrung – heute



Am Hafen von Nidden

Der polnisch besetzte Teil unserer Heimat liegt heute vor uns wie ein aufgeschlagenes Buch. Die Berichte der Ausgesiedelten fügen sich zusammen als Mosaik. Hinzu kommen die Berichte in den polnischen Zeitungen, die oft recht kritisch über das Leben, das Bauwesen und die Ackerbestellung in den deutschen Ostprovinzen berichten. Hinzu kommen die Besucher von drüben — leider sind es nur wenige — und die Westdeutschen, die das Glück haben, ein Visum zum Verwandtenbesuch zu bekommen. Ganz anders ist es um unsere Kenntnisse von dem nördlichen Teil unserer Heimat beschaffen, der von den Sowjets besetzt wurde. Planmäßig wurde dieser Teil Ostpreußens von dem polnisch verwalteten Gebiet durch eine Grenze geschlossen, die das Land hermetisch für jeden Besucher abriegelt. Wachtürme und Postenketten sorgen dafür, daß niemand den Versuch unternimmt, hinter diesen Grenzzaun zu spähen.

Bereits im Jahre 1948 siedelten die Sowjets planmäßig alle Deutschen, die noch im nördlichen Teil Ostpreußens wohnten, nach dem Westen aus. Es

waren das die Menschen, die Elend, Hunger und tückische Seuchen unter der sowjetischen Besatzung nach Kriegsende lebend überstanden hatten. Ebenso planmäßig siedelten die Sowjets eine neue Bevölkerung in diesem Landstrich an. Es waren Menschen, die von weit her kamen — vom Baikalsee oder aus den Steppen Mitteleuropas. Diese Menschen brachten meist nicht viel mehr mit als ein paar Habseligkeiten, in ein buntes Tuch geknotet, oder einen Holzkoffer mit dem Notwendigsten. Sie kamen in ein Land, in dem für sie in jenen Jahren Milch und Honig zu fließen schien — feste Häuser mit vielen Gebrauchsgegenständen, die diese einfachen Menschen nicht einmal dem Hörensagen nach kannten, Ackergeräte, Fischereifahrzeuge und vieles andere mehr war für sie neugewonnener Besitz — auch wenn er nach dem Willen ihrer Funktionäre dem Staat gehörte.

So nahmen diese schlichten Sowjetmenschen Besitz von unserem Land. Kolchosen entstanden überall auf dem Festland. Am Kurischen Haff entlang, in den alten Fischerdörfern, wurden Fischereibrigaden zusammengestellt, die den Fischreichtum des Kurischen Haffes bergen sollten.

„Halt, Passierschein!“ — Kontrollen sind für jeden Staatsbürger in der östlichen Diktatur ein fester Bestandteil des Alltags. Besonders scharf wurde dieses Kontrollsystem in den ersten Jahren nach dem Kriege auf der Kurischen Nehrung gehandhabt. Der schmale Küstenstreifen zwischen See und Haff war zum militärischen Sperrgebiet erklärt worden, das nicht nur den Deutschen, sondern ebenso der russischen Bevölkerung verschlossen war. In der Bevölkerung gingen allerlei Gerüchte um von militärischen Bauten aller Art, von Raketenbasen und ähnlichen Großprojekten — aber da niemand diese Dinge zu Gesicht bekam, blieb es bei geäußerten Vermutungen.

Fahrten zur Nehrung

Wenn die Fischereibrigaden in den Hauptfangzeiten ausfuhren, dann waren sie oft acht bis vierzehn Tage unterwegs. Die Arbeiter mußten sich Salz und Brot von zu Hause mitbringen. An Bord befand sich lediglich ein Kübel mit abgekochtem Wasser, das ihnen als Getränk diente. So fuhren sie hinüber zur Nehrungsküste und fischten dort Tag um Tag. Irgendwo am Strand wurde dann ein großes Zelt aufgeschlagen, in dem sie gemeinsam schliefen. Die Lagerplätze durften aber niemals in der Nähe von Ortschaften liegen; die ganze Nehrung gilt als militärisches Gebiet und wird streng bewacht. Die Russen, die in den Fischereikolchosen auf der Nehrung arbeiten, werden nach Parteizugehörigkeit und Zuverlässigkeit besonders ausgesucht und ständig überwacht; die Furcht vor Spitzeln ist groß. Die Ortschaften auf der Nehrung dürfen auch von Russen nur mit Passierscheinen betreten werden. Ein Arbeiter der Brigade wurde in dieser Zeit als Koch abgestellt und bereitete einmal am Tag eine warme Mahlzeit für die gesamte Brigade, meist die übliche Suppe aus Fischen, Wasser und Salz. Der Suppenkessel wurde einfach in einem hölzernen Gestell aufgehängt, unter dem ein Holzfeuer brannte. Die Erträge bei diesen Fahrten wurden dann in den Annahmestellen an der Nehrungsküste in Rossitten, Sarkau oder in Nidden abgeliefert. Diese Sammelstellen befanden sich unmittelbar am Hafen, daneben war dann meist ein kleiner Verkaufsstand, in dem sich die Arbeiter Tabak oder Brot besorgen konnten. Die sortierten Fische wurden gewogen und der Arbeitsverdienst ausgerechnet. Das Geld wurde alle vierzehn Tage ausgezahlt.

Die Erträge bei diesen Fahrten waren äußerst gering und standen in keinem Verhältnis zu dem Wert der Geräte, die dabei verwendet wurden. Allein die Netze und Geräte für eine Kolchosa sollen, wie unser Landsmann erfuhr, etwa den Wert von einer Million Rubel darstellen. Das Fangergebnis eines Jahres kam in der letzten Zeit auf etwa 100 000 Rubel. Von diesem Geld erhalten die Arbeiter und Angestellten etwa zwanzig Prozent. Durch die unsachgemäße Behandlung werden jährlich viele Netze vernichtet, und auch an den Booten treten oft Schäden auf. Die Arbeiter haben einfach keine Lust, sich darum zu kümmern; sie sehen Tag für Tag mit an, wieviel durch Nachlässigkeit auch von den sogenannten Bonzen vernichtet wird.

Die eigentliche Schonzeit im Frühsommer wird nicht eingehalten. Das Soll muß auf jeden Fall erfüllt werden. Da auch in der Schonzeit der Aalfang gestattet ist, werden die Fänge in dieser Zeit einfach als Ertrag aus den Aalfanggeräten erklärt und abgeliefert.

Die Eisfischerei im Winter wird nicht mehr betrieben. Nur wenn der Hunger gar zu groß ist, hacken die einzelnen Leute Löcher in das Eis und versuchen, für ihren eigenen Bedarf einen Fisch an die Angel zu bekommen.

Öde und leer wirkt jetzt der Strand der Kurischen Nehrung, auch im Sommer, zu einer Zeit, wo sonst Hunderte von Feriengästen und Wochenendgästen aus Königsberg den Strand und die einzigartig schönen Dünen mit Leben erfüllten. Tot wirken die ehemals so bunten und lebendigen Orte wie Sarkau, Rossitten und Nidden. Ein „Todesstreifen“ am Ostseestrand, der jeden Tag frisch geharkt wird, soll alle unliebsamen Elemente von der Nehrung fernhalten. Aber es wagt sich keiner auf diesen Landstreifen, denn die Kontrollen, auch auf der weiten Wasserfläche des Haffes, sind so scharf, daß das Betreten der Nehrung unmöglich gemacht wird.

Das ist das Wenige, was wir von der Kurischen Nehrung heute berichten können.

E. U.



Die Nehrung in Zahlen

Nach einer Zusammenstellung im Nehrungsmuseum Nidden

Länge der Nehrung: 97 km
 Größte Breite: 4 km (nördl. Nidden)
 Schmalste Stelle: 400 m (bei Sarkau)
 Höchste Erhebungen: Predin 72 m
 Nidden, Hohe Düne 63 m
 Nidden, Leuchtturmberg 51 m
 Breite am Fuß der Düne: 300, 400—600 m
 Durchschnittliche Wanderung: jährlich 2 bis 8 m
 Durchschnittliche Regenmenge: 521 mm
 Elchbestand (1935): 120
 Vogelarten: 250, davon 120 Arten Brutvögel
 (nach Dr. Schütz, Rossitten)
 Pflanzenarten: etwa 1000, davon 126 Pilzarten
 Fischarten im Haff: 34
 Letzter Wolf geschossen: 1766
 Letzter Rothirsch geschossen: 1920
 Neun Ortschaften mit Einwohnerzahlen (1935)
 Sarkau: 680
 Rossitten: 900
 mit Siedlung Kunzen
 Pillkoppen: 300
 Nidden: 800
 Preil: 220
 Perwelk: 175
 Schwarzort: 400
 Sandkrug: 80

Acht versandete Dörfer:
 Alt-Kunzen: 1569; 1786—1825
 Predin: etwa 1671
 Neustadt: etwa 1665
 Alt-Nidden: 1700
 Alt-Negeln: 1763
 Karweiten: 1765—1797
 Neu-Pillkoppen: 1797—1839
 Negeln: 1836—1854

Leuchttürme: 2, in Nidden und Süderspitze
 Haffleuchten: 2, in Rossitten und Perwelk
 Rettungsstationen: 5
 Kirchen: 4, Sarkau, Rossitten, Nidden, Schwarzort
 Schulen: 7, Jugendherbergen: 4
 Vogelwarte Rossitten gegr. 1901
 Nehrungsmuseum Nidden: 1928

Entfernungen:
 Cranz — Sarkau: 12 km
 Sarkau — Rossitten: 24 km
 Rossitten — Pillkoppen: 11 km
 Pillkoppen — Nidden: 11 km
 Nidden — Schwarzort: etwa 30 km
 Schwarzort — Süderspitze: etwa 10 km
 Kurisches Haff: Größe: 1613 qkm
 größte Tiefe: 8 m
 größte Breite: 45 km
 Länge: 95 km

{Entnommen dem alljährlich erscheinenden Memelland-Kalender, Verlag F. W. Siebert, Oldenburg i. O.}

Liedvorschläge

aus „Der Brummtopf“. Herausgegeben von Wilhelm Scholz im Voggenreiter-Verlag, Bad Godesberg-Mehlem (2,90 DM).

Kanon: Ostpreußen, Land der Wälder Seite 19
 Abends treten Elche aus den Dünen Seite 50
 Zogen einst fünf wilde Schwäne Seite 30
 An des Haffes anderm Strand Seite 31
 O kām' das Morgenrot herauf Seite 29

BILDNACHWEIS

Das Umschlagbild stellte uns freundlicherweise Herr Professor Dr. Georg Wagner, Tübingen, zur Verfügung.

Die Aufnahme „Haffbucht bei Nidden“ (Seite 15) ist Eigentum von Herrn Otto Stork, Gaienhafen über Radolfzell, die Aufnahme „Am Haffen in Nidden“ (Seite 27) des Mauritius-Verlages Helmut Zweig in Miltenwald/Obb.

Die Aufnahme des Kurenkahnes (Seite 29) verdanken wir Foto Krauskopf, Zeven/Hannover.

Alle übrigen Bilder sind dem Archiv der Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg, entnommen.

VERLAGSANGABEN

Die zitierten Gedichte, soweit nicht näher bezeichnet, sind Werken entnommen, die aus folgenden Verlagen stammen:

„Land der dunklen Wälder“, herausgegeben von Hermann Luding, Pädagogischer Verlag, Königsberg (vergriffen).

„Nehrungsbilder“, von Walther Heymann, Deutschherren-Verlag, Königsberg (vergriffen).

„Samland und Kurische Nehrung im Licht- und Farbenzauber“, von Helmut Stallbaum, Hermann Eichblatt Verlag (Max Zedler), Leipzig 1941.

Rolf Lauckner, „Gesammelte Werke“, Band I: Gedichte und Melodramen, in Verlag Stichnote/Darmstadt.

Zum Abdruck einiger bisher nicht veröffentlichter Gedichte gaben Fritz Kudnig und Walter Scheffler ihre freundliche Zustimmung, während etliche Gedichte von Fritz Kudnig den im Verlag Gräfe & Unzer, München, erschienenen Gedichtbändchen „Das Wunder am Meer“ mit 8 Abbildungen, Preis: kart. 2,80 DM, Leinen 4,25 DM und „Flucht und Einkehr“. Preis: kart. 3,20 DM, in Leinen 4,25 DM, entnommen sind.

Wir danken an dieser Stelle allen Verlagen für ihr freundliches Entgegenkommen, das diese reichhaltige Wiedergabe ermöglicht hat.